

Helga Schultz

Was bleibt von der Geschichtswissenschaft der DDR?

Wenn man vor kaum einem Jahr noch von der Krise der Geschichtswissenschaft der DDR sprechen und damit deren dringende Erneuerung, aber auch deren Erneuerungsfähigkeit meinen konnte, so ist es jetzt, an der Jahreswende 1990/91, als spräche man von einem toten Hund. Die Geschichtswissenschaft der ehemaligen DDR samt der Historikerschaft, die sie trug, ist nicht nur in den großen Tages- und Wochenzeitungen der alten Bundesrepublik Deutschland kräftig ins Gerede gekommen. Sie ist jetzt im Begriff, mit allen Forschungsinstituten, Universitätslehrstühlen, Zeitschriften und Fachverbänden zu verschwinden. Dabei ist es für das Ergebnis relativ unerheblich, ob dies auf dem Wege der „Evaluierung“ durch Kommissionen des Wissenschaftsrates der Bundesrepublik erfolgt, wie bei den Akademie-Instituten, oder mittels „Abwicklung“, wie bei den geschichtswissenschaftlichen Instituten der Universitäten, oder über den Markt, wie bei Zeitschriften und Jahrbüchern.

Doch eine Opferrolle ist den Historikern der vormaligen DDR nicht angemessen. Zu widersprüchlich ist das Erbe, das sie in die zukünftige deutsche und europäische Geschichtswissenschaft einbringen. Kritische Selbstbesinnung ist angesagt. Die Reaktion ist nicht nur hilfloses Verstummen vor den Anklagen, sondern auch die Suche nach neuen Forschungsansätzen und Forschungsfeldern. Weithin herrscht Übereinstimmung, daß es nicht vordergründig um die Tilgung der „Weißen Flecken“ aus der Geschichte des 20. Jahrhunderts gehen kann, so dringend die Korrektur der Lügen und Halbwahrheiten über die jüngste Ge-

schichte auch ist¹, sondern daß die betroffenen Historiker vor der Notwendigkeit eines Paradigmenwechsels stehen.

Mit dem Scheitern des großen historischen Gesellschaftsentwurfs Sozialismus an seiner „real existierenden“ Gestalt ist Grundsätzliches unserer Geschichtsauffassung in Frage gestellt. Ad absurdum geführt ist nicht nur die unverhüllte Apologetik poststalinistischer Machtstrukturen, sondern auch eine teleologische Auffassung des jahrtausendelangen Geschichtsverlaufs, in der sich die DDR-Gesellschaft als Sieger der Geschichte sehen sollte. Historiker priesen in diesem Sinne die Geschichte der DDR allen Ernstes als die Krönung des gesamten Verlaufs der deutschen Geschichte. Ein Schriftsteller hatte den Mut, vor dem Zusammenbruch des Regimes diesen kollektiven Betrug und Selbstbetrug öffentlich zu machen, indem er auf einer Versammlung des Schriftstellerverbandes im September 1989 solche Art Geschichtsbetrachtung die „fünfte Grundrechenart“ nannte.²

In Frage gestellt ist unser Verständnis des historischen Fortschritts, der geradlinig als Abfolge ökonomischer Gesellschaftsformationen mit naturnotwendiger Gesetzmäßigkeit sich verwirklichen sollte. Das entsetzlich Undialektische und Unhistorische dieser Vorstellung ist mit Händen zu greifen. Der gefährliche Widersinn eines Fortschrittsbegriffes, der die fortschreitende Unterwerfung der Natur unter den Menschen impliziert, ist im letzten Jahrzehnt zur Binsenweisheit geworden. In der öffentlichen Diskussion der ehemaligen DDR-Gesellschaft wird dieser Fortschrittsbegriff erst jetzt massiv in Frage gestellt, nachdem der Zusammenbruch des „real existierenden Sozialismus“ in Europa den Blick für die globalen Probleme der Gegenwart geöffnet hat. Auch dieses geschichtsphilosophische Dilemma ist zuvor nur von einer Schriftstellerin und nicht von Historikern benannt worden, in deren Zuständigkeit solches Nachdenken doch gefallen wäre. Christa Wolf nämlich sagte es in ihren *Kassandra*-Vorlesungen,

1 Dies nahmen zuerst in Angriff: Rolf Richter u. Joachim Petzold, in: *Einheit* 44, (1989), 1143–1145 u. 1152–1153, sowie Wolfgang Ruge, *Ein Buch über Stalin und die Stalinzeit*. Zu der Stalin-Biographie von Dmitrij Volkogonov, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 38, 303–311. Eine Flut von Publikationen und Medienbeiträgen erreicht inzwischen auch den Bürger des östlichen Deutschland.

2 Christoph Hein, *Gutgemeint ist das Gegenteil von wahr*, in: *Sonntag. Die kulturpolitische Wochenzeitung* 44 (1989), Nr. 45 vom 5. Nov. 1989, 3. Wochen zuvor war Christoph Heins große Rede in der Hamburger „Zeit“ abgedruckt.

daß wir nicht wissen können, ob wir am Ende der Geschichte leben oder in deren dunkler Mitte.³

Hat die Geschichtswissenschaft der DDR mithin sowohl hinsichtlich der schlichten empirischen Wahrhaftigkeit versagt, als auch auf dem Felde der Geschichtsphilosophie? Inwieweit war solches Versagen mit der historisch-materialistischen Geschichtsauffassung des Marxismus verknüpft? Wäre der Ausweg aus dem Dilemma also zunächst in einer Absage an den Marxismus zu suchen? Meine Sicht auf diese Fragen wird von der Vertrautheit mit bestimmten Bereichen der DDR-Geschichtswissenschaft bestimmt sein, vor allem mit der Historiographie über die älteren Geschichtsperioden und mit den Bemühungen um Sozialgeschichte.

Die Geschichtswissenschaft der DDR, wo sie wahrhaft marxistisch, also historisch, materialistisch und dialektisch gewesen ist, war damit notwendigerweise immer auch sozialhistorisch. Sozialgeschichte war deshalb in der DDR keineswegs so neu wie der Name, wie erst die Hoffähigkeit und dann die Landläufigkeit des Begriffs.⁴ Wo ernsthaft den Klassenkämpfen und der Rolle der Volksmassen, der Entwicklung der Produktivkräfte und den revolutionären Umbrüchen von Produktionsverhältnissen und Staatsordnungen nachgegangen wurde, dort war marxistische Geschichtswissenschaft ungeeignet zur Herrschaftsbe-gründung neuer Funktionärskasten, dort stärkte sie hingegen das Utopiepotential der Gesellschaft.

Eine erste Blütezeit solcher Sozialgeschichte in der DDR erlebte ich während meiner Studienzeit in den sechziger Jahren. Sozialgeschichte steckte in der damaligen Mediävistik, in der Stadt- und Hansegeschichtsforschung, in der Wirtschafts- und in der Agrargeschichte.⁵ Gerade auf diesen Feldern errang die Geschichtswissenschaft der DDR zu dieser Zeit internationale Anerkennung, vermochte sie über den Rahmen unseres Landes hinaus in einer noch vom

3 Christa Wolf, Voraussetzungen einer Erzählung: *Kassandra*. Frankfurter Poetik-Vorlesungen, Darmstadt u. Neuwied 1983, 90.

4 Die Hoffähigkeit datiert erst von der Tagung des Rates für Geschichtswissenschaft am 4. Dezember 1984, vgl. das dortige Hauptreferat von Horst Handke, Zur sozialgeschichtlichen Forschung in der DDR. Gedanken zu ihrer Entwicklung, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 34 (1986), 291–302.

5 Vgl. den Sonderband der *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft: Historische Forschungen in der DDR 1960–1970. Analysen und Berichte zum XIII. Internationalen Historikerkongress in Moskau 1970*, Berlin 1970, 121–146, 234–247 u. 309–350.

Historismus beherrschten deutschsprachigen Forschungslandschaft innovativ zu wirken.

Unter den Studenten der sechziger Jahre waren viele wie ich beeindruckt von den immerwährenden Kämpfen der Unterdrückten, die für uns offenkundig die Geschichte vorantrieben, von dem Heroismus der Ketzer, der Bauernführer und der urbanen Rebellen. Wir waren fasziniert von der Erklärungskraft der Daten aus den Steuerregistern für die Sozialstruktur vergangener Zeiten. Die Geschlossenheit, in der das philosophische System des Marxismus die historische Totalität zu erfassen suchte, erlaubte scheinbar, sich gültigen, endgültigen historischen Wahrheiten zu nähern, die Unterpfand derzeitiger Utopien sein mußten.

Kräftige Ansätze zum Dogmatismus waren in solcher Annäherung an Geschichte zweifellos enthalten. Sie wurden aufgebrochen durch Kontroversen innerhalb der DDR-Geschichtswissenschaft. So gab es Mitte der sechziger Jahre eine Diskussion um die Genese des Feudalismus⁶ und einige Zeit später eine Debatte um das Wesen des Bürgertums in der Feudalgesellschaft.⁷ Beide Kontroversen darf man wohl als Glanzpunkte unserer Geschichtswissenschaft bezeichnen. Sie waren so wichtig, weil sie zwei Grundkategorien der marxistischen Geschichtstheorie betrafen, die ökonomische Gesellschaftsformation und die Klasse. Die Anwendung dieser Kategorien wurde aufgrund des aktuellen wissenschaftlichen Erkenntnisstandes überprüft und in Frage gestellt, das Denken somit über das Dogma erhoben. Demgegenüber fiel es weniger stark ins Gewicht, daß in der Diskussion über die Abfolge vorkapitalistischer Gesellschaftsformationen ganz gegenwärtige Theoreme einer selbständigen Gesellschaftsformation Sozialismus angesprochen waren, welche die SED-Führung unter Walter Ulbricht gerade kreierte hatte, oder daß in der Kontroverse über das Wesen des Bürgertums ein gutes Stück scholastischer Auslegung von Klassikerworten mitgeschwang. Zum Besten dieser Debatten gehörte der offene Ausgang.

Dieser gewiß subjektiv gefärbte Blick „von unten“ auf die Geschichtswissenschaft der DDR in den sechziger Jahren vermag einiges von den Stärken und

6 Vgl. Eckhard Müller-Mertens (Hg.), *Feudalismus. Entstehung und Wesen* (Studienbibliothek DDR-Geschichtswissenschaft 4), Berlin 1985.

7 Vgl. die Thesen von Brigitte Berthold, Evamaria Engel u. Adolf Laube, *Die Stellung des Bürgertums in der deutschen Feudalgesellschaft bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts*, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 21 (1973), 196–217, und das Kurzprotokoll des Kolloquiums, in: *Wiss. Mitteilungen d. Historikergesellschaft d. DDR*, H. 3 (1973).

Schwächen dieser ersten Blütezeit unserer Sozialgeschichte deutlich zu machen. Sie lassen sich verkürzt so benennen: Die Sozialgeschichtsforschung der DDR war marxistisch, aber sie blieb bei Marx stehen.

Dies meint vor allem eine Isolierung von der Entwicklung marxistischer und bürgerlicher Sozialtheorien des zwanzigsten Jahrhunderts. Sozialhistoriker der DDR nahmen kaum oder nur beiläufig Kenntnis von der französischen Annales-Schule⁸, von der marxistischen und immer mehr marxismuskritischen englischen Forschung⁹ und von der US-amerikanischen Historiographie, die zunehmend zu globalen Modellen und zur Kliometrie tendierte.¹⁰ Selbst die Rezeption Max Webers und der sozialwissenschaftlichen Frankfurter Schule gehörte bis in die achtziger Jahre nicht zum Rüstzeug der sozialhistorischen Forschung in der DDR.¹¹ Die Barrieren waren also gewiß nicht sprachlicher, sondern ideologischer Natur.

8 Nach der ersten eingehenderen Würdigung in einer DDR-Zeitschrift, die aus der Feder des tschechischen Historikers Jaroslav Kudrna stammte (Ideologische Aspekte und methodologische Grundlagen der französischen Annales-Schule, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 29 (1981), 195–204), erfolgte schließlich eine – sehr distanzierte – Wertung seitens eines DDR-Historikers: Ernst Werner, Der historische Materialismus und die Annales-Schule, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 37 (1989), 905–909. Werner schließt: „Als Positivum ist zu vermerken, daß sich die ‚Annalisten‘ niemals einer Diskussion mit den Vertretern des historischen Materialismus verschlossen, sondern das Gespräch suchten und es sachlich führten und führen. Das ermöglicht auf vielen Gebieten eine Kooperation zu beiderseitigem Nutzen.“ (S. 909). Und ganz emphatisch gleichzeitig die Betrachtung des Wirtschaftshistorikers Jan Peters, Das Angebot der Annales und das Beispiel Le Roy Ladurie – Nachdenkenswertes über französische Sozialgeschichtsforschung, in: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte 1989, T. 1, 139–160.

9 Hier machte Jürgen Kuczynski, der Nestor der Wirtschaftsgeschichte, die bemerkenswerte Ausnahme, der zahlreiche Rezensionen entsprechender englischer Autoren im Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte schrieb oder anregte. Vgl. auch die Wiederaufnahme der von Maurice Dobb ausgelösten Debatte um den Übergang vom Feudalismus zum Kapitalismus durch Jürgen Kuczynski in seiner „Geschichte des Alltags des deutschen Volkes, Studien 2, 1650–1810“, Berlin 1981, 15–36.

10 Vgl. Thomas Kuczynski (Hg.), Wirtschaftsgeschichte und Mathematik. Beiträge zur Anwendung mathematischer, insbesondere statistischer Methoden in der wirtschafts- und sozialhistorischen Forschung, Berlin 1985.

11 Signale setzten erst die 1989 als Taschenbücher im Leipziger Reclam-Verlag erschienenen Auswahl-Bände: Friedrich Hauer u. Wolfgang Küttler (Hg.), Max Weber, Rationalisierung und entzauberte Welt. Schriften zu Geschichte und Soziologie, Leipzig 1989; Max Horkheimer u. Theodor W. Adorno, Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente, Leipzig 1989.

Solche Zurückhaltung war nicht einfach Provinzialismus. Sie ging mit der Aufnahme der sowjetischen Forschung einher und schloß die Kooperation mit den Historikern der sozialistischen Nachbarländer ein. Zugleich erfolgte die Aufnahme der westdeutschen Geschichtsschreibung über eine offensive Auseinandersetzung, die sich nachgerade zu einer eigenen Disziplin innerhalb der DDR-Geschichtswissenschaft auswuchs.¹² Wenn diese spezielle Spielart des wissenschaftlichen Kontakts auch die Rezeption bundesdeutscher Forschungen nicht gerade beförderte, sondern sie mit Vorurteilen belastete, so brachte dies doch immerhin eine verbreitete Kenntnisnahme. Solche strikte Abgrenzung läßt sich im Interesse der Selbstfindung einer marxistischen deutschen Geschichtswissenschaft unter den Bedingungen der beiderseitigen ideologischen Systemauseinandersetzung durchaus begreifen. Indem diese Abschließung aber über den „Kalten Krieg“ fort dauerte und über die „bürgerliche“ Geschichtswissenschaft hinausging, bedeutete sie dogmatische Erstarrung.

Verhängnisvoll für die Wissenschaftsentwicklung war meines Erachtens dann die verbreitete Ignoranz gegenüber dem Durchbruch einer neuen Sozialgeschichte in den westlichen Ländern im Gefolge der 68er-Bewegung. Haben die Historiker der DDR diesen Aufbruch nach links und unten, der in der BRD eine zornige Absage an den deutschen Historismus einschloß, etwa als häretische Konkurrenz oder sogar bloß als modische Konjunktur empfunden? Von diesem Zeitpunkt her, scheint mir, datiert tatsächlich unsere Abkoppelung von der internationalen Wissenschaftsentwicklung. Damals, zu Beginn der siebziger Jahre, wurde größtenteils die Chance vergeben, eine kreative Sozialgeschichte zu schreiben, die gesellschaftsanalytisch und staatskritisch ist.

Eher war seit den siebziger Jahren eine gegenläufige Bewegung zu beobachten. Zwar entstanden große Synthesen, die intensive Quellenforschung mit dem theoretischen Gerüst des historischen Materialismus zu einem Geschichtsbild verbanden, das wohl bei aller berechtigten Kritik die Kriterien von Gesellschaftsgeschichte im Sinne von Hans-Ulrich Wehler erfüllt. Ergebnisse wie die Bände der Deutschen Geschichte¹³ und die sechs Bände der Geschichte

12 Die zahlreichen Einzelstudien der sechziger Jahre (vgl.: Historische Forschungen in der DDR 1960–1970, Berlin 1970, 44–56) mündeten in einen unter Leitung von Gerhard Lozek erarbeiteten Überblick: Unbewältigte Vergangenheit. Kritik der bürgerlichen Geschichtsschreibung in der BRD, Berlin 1970, 3. erw. u. neu bearb. Aufl., Berlin 1977.

13 Deutsche Geschichte in zwölf Bänden, hg. v. Zentralinstitut f. Geschichte d. Akademie d.

Deutschlands im Zweiten Weltkrieg¹⁴ werden wohl einen Platz in der deutschen Geschichtswissenschaft behaupten, auch wenn sie zur Zeit kaum jemand lesen will und das Manuskript des 6. Bandes der Deutschen Geschichte im Spätherbst 1989 statt in die Druckerei in den Papierkorb wanderte. Etwa gleichzeitig rückten sozialhistorische Forschungen vom Zentrum an den Rand der Bemühungen. Die große Debatte um Erbe und Tradition der deutschen Geschichte, die namentlich seit Ausgang der siebziger Jahre geführt wurde, förderte vor allem einen weiteren Blick auf die Geschichte des Staates und der großen Männer.¹⁵

Diese Trendwende bündelte und bediente die unterschiedlichsten Interessen. Da drängte zum ersten das wissenschaftliche Interesse der Historiker auf eine Erweiterung des Forschungsfeldes über die verengte Sicht auf Volksmassen und Fortschritt, Revolutionen- und Parteiengeschichte hinaus. Es ist offensichtlich, welch großen Gewinn die Geschichtswissenschaft der DDR aus dieser Trendwende gezogen hat, welchen Zuwachs an Vielgestaltigkeit, Farbigkeit, Wirklichkeitsgehalt und Erkenntnis sie erreichte. Die historische Biographie¹⁶ blühte auf, und sogar die lange mißachtete Landesgeschichtsschreibung kam wieder zu Ehren.¹⁷

Doch damit wuchsen auch neue Probleme. Da die marxistischen Historiker ihre Orientierung auf den historischen Fortschritt als Leitmotiv und Wertmaßstab beibehielten und den Anteil an jedwedem Fortschritt sogar zum Kriterium für die Einordnung in Erbe und Tradition machten, ergab sich ein merkwürdiges Paradox. Die Suche nach den Fortschrittspotenzen vergangener herrschender Klassen, der Staatspolitik und der Großen, die sie trugen, führte nahezu unausweichlich in einen unterschwelligeren oder auch ganz unverblühten

Wiss. d. DDR, Bd. 1, Berlin 1982, Bd. 2 u. 3, Berlin 1983, Bd. 4, Berlin 1984, Bd. 5, Berlin 1988, Bd. 9, Berlin 1989. Mehr nicht erschienen.

14 Wolfgang Schumann (Ltg.), Deutschland im zweiten Weltkrieg, 6 Bde., Berlin 1974–1985.

15 Vgl. Walter Schmidt, Zur Entwicklung des Erbe- und Traditionsverständnisses in der Geschichtsschreibung der DDR, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 33 (1985), 195–212.

16 Ingrid Mittenzwei, Friedrich II. von Preußen. Eine Biographie, Berlin 1979; Gerhard Brendler, Martin Luther. Theologie und Revolution, Berlin 1983; ders., Thomas Müntzer. Geist und Faust, Berlin 1989; Ernst Engelberg, Urpreuße und Reichsgründer, 2 Bde., Berlin 1985 u. 1990; Karl Czok, August der Starke und Kursachsen, Leipzig 1988.

17 Ingrid Mittenzwei u. Erika Herzfeld, Brandenburg-Preußen 1648–1789. Das Zeitalter des Absolutismus in Text und Bild, Berlin 1987; Karl Czok (Hg.), Geschichte Sachsens, Weimar 1989; Erhard Hirsch, Dessau-Wörlitz. Aufklärung und Frühklassik, Leipzig 1985.

Etatismus. Es konnte nicht ausbleiben, daß Herrscher und große Männer im Sinne des historischen Progreß positiv verzeichnet wurden, daß die angestrebte gerechte Betrachtung gar zur Würdigung geriet. Offensichtlich wurde dieses Dilemma vor allem dort, wo weniger meisterhafte Federn wirkten. In der Publizistik und auch in der Heimat- und Landesgeschichtsschreibung wurde nicht selten ein Traditionsbild gepflegt, das von der historischen Idyllyk nicht weit entfernt war. Steuerte die Geschichtsschreibung der DDR damit auf einen neuen Historismus zu, für den die marxistische Grundlage nicht mehr wesentlich war? Solche Wendung ordnete sich durchaus in internationale Trends der Wissenschaftsentwicklung ein, die, dem postmodernen Zeitgeist folgend, die verstehende Erzählung anstatt der sozialwissenschaftlichen Analyse wieder auf den Schild hoben.

Zum zweiten wuchs das Geschichtsinteresse der breiten Öffentlichkeit seit Mitte der siebziger Jahre sichtbar, auch hierin internationalen Trends in allen hochindustrialisierten Ländern entsprechend. Dieses Bedürfnis nach Geschichte richtete sich nicht auf das Getümmel der Klassenschlachten und die Mechanismen historischer Kategorien und Prozesse, mit denen die Schüler bis zum Überdruß gefüttert worden waren, sondern auf die lebendige Anschauung vergangener Zeiten und die Anteilnahme am Leben großer Persönlichkeiten. Unübersehbar schwang darin eine nostalgische Sehnsucht nach heilen Welten und Leitbildern mit, ein Bedürfnis nach Nischenkultur auch.

Hier flossen gesellschaftliche Bedürfnisse mit dem Forschungsinteresse der Wissenschaft zusammen, kamen beide größtenteils zur Deckung. Historische Biographien oder Geschichten der größeren Territorialstaaten Sachsen und Preußen erlebten in kurzer Zeit Auflagen von etlichen zehntausend Exemplaren. Und nicht das Leserinteresse, sondern die Papier- und Druckkapazität setzte Grenzen. Dieses Echo brachte den Historikern Anerkennung und Bestätigung der Mitbürger, derer, von denen verstanden zu werden der höchste Wunsch jedes Autors ist. Wer wollte aber das tiefe Mißverständnis übersehen, das diesem Gleichklang weithin zugrunde lag? Oder war es kein Mißverständnis? Der konservative Zeitgeist, der vor den Grenzen des sozialistischen Staates DDR nicht halt machte, sondern unter der Decke der Staatsdoktrin nur kräftiger wucherte, verband sich mit dem Historismus einer Geschichtswissenschaft, deren marxistisches Selbstverständnis sichtbar, aber unreflektiert in die Krise gekommen war.

Das neue Geschichtsinteresse wurde fruchtbar in festlichen Ausstellungen. Gerade die großen Jubiläumsausstellungen der achtziger Jahre bezeichnen den Schnittpunkt der Interessen genau. Ob der Geburtstag Martin Luthers, ob die erste Erwähnung Berlins, ob der Todestag Friedrichs II., der seines Urgroßvaters oder die Begründung der wettinischen Herrschaft in Sachsen den Anlaß bot, alle bedeutenden Jahrestage wurden mit großen Kunstaussstellungen, nicht mit Geschichtsausstellungen gewürdigt. Die nach Hunderttausenden zählenden Besucherscharen legen nahe, daß hier ein allgemeines Bedürfnis nach Schönheit und Größe waltete. Wenn diese Ausstellungen auch nicht gänzlich der Wertungen und Formeln des offiziellen marxistisch-leninistischen Geschichtsbildes entbehrten, so läßt sich doch kaum ein größerer Widerspruch zum Geist marxistischer Geschichtsauffassung denken.

Hinter diesen großen Ausstellungen stand natürlich kaum das Interesse der Historiker, eher schon das der Kunsthistoriker, vor allem aber das des Staates. Nicht die dekorative Harmonisierung der Geschichte war der Hauptzweck, sondern die Repräsentation der Staatsmacht und die Bindung der Bürger an sie durch historische Verwurzelung. Es hatte sich ein drittes Interesse an Erbe und Tradition im Geschichtsbild der DDR eingefunden.

Diese Hinwendung zur Geschichte geschah nicht zufällig seit der zweiten Hälfte der siebziger Jahre mit Vehemenz, zu einem Zeitpunkt, als das historische Scheitern des realsozialistischen Systems voraussehbar zu werden begann, als der Spielraum zum historischen Handeln für die alternde Führung immer enger wurde und der bloße Machterhalt zum Hauptinhalt der Staatspolitik aufrückte. Dazu mochte man sich auch preußischer Tugenden, lutherischer Oberrigkeitsauffassung und nationalgeschichtlicher Legitimation bedienen.

Hier tat sich ein weites Feld für den Mißbrauch der Geschichtsschreibung zur Herrschaftsbegründung auf, weit subtiler als die unverhüllte Apologetik der Parteigeschichte. Dies brachte Forschungsförderung und Publikationsmöglichkeiten, insbesondere anläßlich von Jubiläen. Ich habe dies bei meinen Forschungen zur Berliner Sozialgeschichte in starkem Maße erfahren und genutzt. Hat solche Förderung uns Historiker bewogen, die Augen vor der Tatsache zu verschließen, daß im Dauerjubiläum der Jubiläen das Geschichtsbild immer stärker apologetisch wurde? Etatismus und DDR-deutscher Nationalismus waren schließlich unübersehbar und prägten auch die Mitte der achtziger Jahre revidierten Lehrpläne und Schulbücher.

Die konservative Wende im Geschichtsbild der DDR im Zeichen von Erbe und Tradition brachte Kritik gerade von linken Historikern aus dem Westen ein. Die großen bürgerlichen Zeitungen der Bundesrepublik von der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ bis zur „Zeit“ fanden hingegen immer häufiger zu fast überschwenglichem Lob. In der Tat bedeutete der neue Konservatismus in der DDR ja auch eine Annäherung an den traditionellen bürgerlichen Umgang mit Geschichte. Wird darum gerade dies bleiben von der Geschichtsschreibung der DDR?

Wünschenswert wäre das Fortwirken eines anderen Trends der Forschung. Am Rande dieses konservativen Aufbruchs gingen empirische Forschungen weiter, die sich bemühten, die marxistische Sozialgeschichte der DDR in den Hauptstrom der internationalen sozialhistorischen Forschung zu lenken. Vor allem jüngere Historiker drängten seit Beginn der achtziger Jahre auf vertiefte und differenziertere Erkenntnis sozialer Strukturen und Prozesse. Beispielhaft wirkten die Arbeiten von Hartmut Zwahr zur Entstehung des Proletariats, in denen Mitte der siebziger Jahre erstmals die Bedeutung der Familien-, Verwandtschafts- und Freundschaftsbeziehungen für die Binnenstruktur, für das Denken und das politische Handeln einer Klasse bewußt gemacht wurden.¹⁸ Hierin lag eine klare Absage an die offizielle Geschichte der Arbeiterbewegung. Um Hartmut Zwahr in Leipzig entstand seit 1980 ein fester Zirkel von Sozialhistorikern. Bewußt wurden die gesellschaftskritischen und demokratischen Potenzen der internationalen neuen Sozialgeschichte aufgenommen. Doch wenn eine größere Gruppe dieser Sozialhistoriker auch wünschen mochte, das etablierte Geschichtsbild nicht nur zu erweitern, sondern es aufzubrechen und in Frage zu stellen, so gelangte sie doch nicht zu einer klaren Benennung der Kritikpunkte, zu einem theoretischen und wissenschaftlichen Diskurs innerhalb der Geschichtswissenschaft oder gar darüber hinaus. Die empirische Detailforschung schien der solideste und einzig gangbare Weg der Überzeugung.

Auf diesem Wege wuchs aus der kleinen Gruppe immerhin eine recht kräftige Strömung, die auch innerhalb der neuen, größeren Wissenschaftslandschaft eine Funktion haben könnte. Dazu ist die kritische Aufarbeitung der eigenen Leistungen und Defizite, aber auch die bewahrende Erneuerung von Struk-

¹⁸ Hartmut Zwahr, Zur Konstituierung des Proletariats als Klasse. Strukturuntersuchungen über das Leipziger Proletariat während der industriellen Revolution, Berlin 1978; ders., Zur Klassenkonstituierung der deutschen Bourgeoisie, in: Jahrbuch für Geschichte 18 (1978).

turen notwendig, die Forschung tragen können. Die kritische Aufarbeitung wird ohne intensive theoretische Verständigung über den Begriff, die Forschungsansätze und die Wirkungsabsichten von Sozialgeschichte nicht auskommen. Die folgenden Überlegungen können allenfalls ein Diskussionsangebot sein.

Die sozialhistorische Strömung in unserer Geschichtswissenschaft konstituierte sich aus Historikern mindestens dreier unterschiedlicher, sich als eigenständige Disziplinen begreifender historischer Wissenschaften: aus Wirtschaftshistorikern, Ethnographen und Historikern im engeren oder generellen Sinne. Dreierlei Wege der Annäherung an Sozialgeschichte sind darum zu erkennen, die ich vereinfacht als den strukturgegeschichtlichen, den alltagsgeschichtlichen und den gesellschaftsgeschichtlichen Weg bezeichnen möchte. Bemerkenswert ist, daß diese Wege wohl jeweils eine besondere Affinität zu einer der drei genannten Disziplinen haben, aber keineswegs jeweils allein eine Angelegenheit der Vertreter einer speziellen Fachrichtung sind. In jeder Richtung mischen sich die Disziplinen erfreulich.

Die stärkste Tradition hatte eine auf soziale Strukturen und deren Wandel abzielende, mit der Wirtschaftsgeschichte eng verbundene, Statistik nutzende Herangehensweise. Jürgen Kuczynski, der Nestor der Wirtschaftsgeschichte in der DDR, hat hier Schule bildend gewirkt und weit über den engeren Kreis der Wirtschaftshistoriker hinaus die historische Forschung beeinflusst. Sein vielbändiges Werk zur Lage der Arbeiterklasse¹⁹ begriff darüber hinaus geistes- und kulturhistorische Betrachtungen ein, kompliziertere Wechselwirkungen verdeutlichend. Dominierend unter den Wirtschafts- und Sozialhistorikern der DDR blieb hingegen bis in die achtziger Jahre die Auffassung, daß die sozialen Strukturen vornehmlich durch die wirtschaftlichen Strukturen und die darauf basierenden Produktionsverhältnisse determiniert seien. Das Resultat war eine auf Klassenstrukturen, Klasseninteressen und Klassenkämpfe reduzierte Sozialgeschichte. Der Mensch wird unter diesem Aspekt hauptsächlich als sozioökonomisches Wesen begriffen.²⁰ Dies änderte sich unter dem Einfluß einer Historischen

19 Jürgen Kuczynski, Die Geschichte der Lage der Arbeiter unter dem Kapitalismus, 38 Bde., Berlin 1960–1972.

20 Vgl. die Berichte zur Wirtschaftsgeschichte, die sozialgeschichtliche Forschungen einbegriffen, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 18, (1970), Sonderbd.: Historische Forschungen in der DDR 1960–1970. Analyse und Berichte. Zum XIII. Internationalen Historikerkongreß in Moskau 1970, 95–120; Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 28 (1980), Sonderbd.: Analysen und Berichte. Zum XV. Internationalen Historikerkongreß in Bukarest 1980, 593–618.

Demographie, die nicht als ahistorische Bevölkerungswissenschaft auftrat, sondern den Reproduktionsprozeß als Teil der sozialen Praxis der Menschen im jeweiligen konkreten historischen Umfeld erforschte. Das Gesichtsfeld erweiterte sich um den biologischen Aspekt menschlicher Existenz.²¹ Diese Richtung der Sozialgeschichte hat mit der modernen Datenverarbeitungstechnik, den qualitativ neuen Möglichkeiten der Erschließung von Massenquellen einen erheblichen Aufschwung und eine enorme Verfeinerung erfahren. Hier sind die Forschungen des Genealogen Volkmar Weiß²², der Ethnologin Marina Moritz²³ oder meine Arbeiten zur Sozialgeschichte Berlins²⁴ einzuordnen, stellvertretend für zahlreiche andere, auf Massenquellen beruhende Untersuchungen. Sie alle gliedern sich in eine breite internationale Strömung ein, rezipierten deren Ergebnisse, ohne die eigene marxistische Grundlage zu verleugnen.

Diese marxistische Grundlage ist kenntlich an dem klassengeschichtlichen Ansatz, der sich zeigt in dem starken Interesse für die soziale Ungleichheit vor der Ungleichheit, die sich aus Gründen des Geschlechts, des Alters, der Religion oder der nationalen Zuordnung ergibt. Das Gesichtsfeld wird sich erweitern. Es ist schon keine Ausnahme mehr, wenn Jürgen Wilke, der durch Forschungen zur Geschichte der Hugenotten bekannt geworden ist, eine größere sozialhistorisch-demographische Untersuchung über die Juden Berlins und der Mark Brandenburg in Angriff nimmt. Aber der klassengeschichtliche Ansatz

21 Vgl. die Beiträge von Parviz Khalatbari im Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte, darunter: Kontinuität und Diskontinuität der Bevölkerungsbewegung vor der industriellen Revolution, in: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte (1986), T. 4, 17–50.

22 Volkmar Weiß, Arbeitsteilung auf dem Lande und soziale Mobilität, berechnet aus Stichproben aus Ahnenlisten: Sachsen 1650–1770, in: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte (1989), T. 3, 109–138; ders. u. Karl Butter, Familienbuch für Zschocken – Kreis Zwickau 1540–1720 (Quellen und Forschungen zur sächsischen Geschichte 9), Leipzig 1988; die Habilitationsschrift des Autors zur sozialen Mobilität in Sachsen 1540–1870 ist an der Philosophischen Fakultät der Universität Leipzig eingereicht worden.

23 Marina Moritz, Die ländliche Familie in der Periode des Übergangs vom Feudalismus zum Kapitalismus. Volkskundliche Studien zu den Familienverhältnissen und zur Familienlebensweise werktätiger Klassen und Schichten zweier südthüringischer Kirchspiele (Effelder und Mengersgereuth) vornehmlich in der Zeit zwischen 1789 und 1815, Diss. A, Zentralinstitut für Geschichte der Akademie der Wissenschaften der DDR 1987 (MS).

24 Helga Schultz, Berlin 1650–1800. Sozialgeschichte einer Residenz. Mit einem Beitrag von Jürgen Wilke, Berlin 1987.

könnte auch fürderhin fruchtbare Fragestellungen produzieren, die uns hindern sollten, das Kind mit dem Bade auszuschütten.

Der Gewinn einer quantifizierenden, sozialwissenschaftliche und wirtschaftswissenschaftliche Instrumentarien nutzenden Sozialgeschichte liegt vornehmlich im Zuwachs an Gesetzeserkenntnis. Denn auf Begrifflichkeit und Modellierung zielt diese strenge Weise historischer Erkenntnis und Erklärung allemal ab. Gesetz meint hier nicht das Postulat simpel eindeutiger Ursache-Wirkungs-Beziehungen, denen die Geschichte sich anzubequemen hätte, sondern einen statistischen Gesetzesbegriff, den sich auch marxistische Philosophen in der DDR seit längerem zu eigen gemacht haben. Da wird Gesetzmäßigkeit als ein allgemeiner, notwendiger Kausalzusammenhang definiert, der sich jeweils in einem weiteren Feld von Möglichkeiten, die mit unterschiedlichen Wahrscheinlichkeiten ausgestattet sind, unvorhersehbar verwirklicht. Immerhin setzt solche Annäherung an Geschichte die aufklärerische Überzeugung von der Erkennbarkeit der Geschichte voraus, von deren Kausalität und Determiniertheit. Ich bekenne mich zu solchem Aufklärertum.

Es ist ein weiterer Vorzug dieser Sozialgeschichte, nicht national begrenzt zu sein. Eine internationale Standardisierung der Forschungsinstrumentarien ermöglicht den Vergleich von historischen Strukturen über Räume, Kulturen und Epochen hinweg. Dies ist bedeutsam für eine globale Erweiterung der Fragestellungen. Beispielsweise werden europäische Modernisierungsprozesse im Übergang vom Feudalismus zum Kapitalismus, wie die Protoindustrialisierung, die Urbanisierung oder die demographische Transition im Zusammenhang mit existentiellen Fragen der Gegenwart in den Entwicklungsländern wichtig. Aufgrund der späten und spärlichen Öffnung unseres Wissenschaftsbetriebes zur internationalen Gemeinschaft sind diese Aspekte moderner Sozialgeschichte bislang zu wenig beachtet worden.

Neben den unbestreitbar großen Leistungen dieses Zweiges der Sozialgeschichte sind Probleme nicht zu übersehen. Die langen Linien der Datenreihen heben die Erscheinungen langer Dauer ins Blickfeld, das Beharrende der Strukturen, die Übermacht der Evolution. Die kurzen Momente der Freiheit zu politischem Handeln, die Menschen während der Revolutionen gewinnen, treten so in den Schatten. Die Frage nach dem Verhältnis von Struktur- und Ereignisgeschichte ist aufgeworfen. Lassen sich beide so hart gegeneinander stellen, wie es in der historiographischen Jahrhundert-Kontroverse zwischen traditionellem Historismus und moderner Sozialgeschichte geschehen und an den gewöhnli-

chen Arbeiten beider Richtungen ablesbar ist? Soweit wesentliche Unterschiede des Geschichtsverständnisses walten, wird eine schlichte Versöhnung unmöglich und unfruchtbar sein. Aber eine ganz auf Strukturen fixierte Sozialgeschichte scheint mir nicht tragfähig, sie ist es im Lichte der historischen Umbrüche, deren Zeugen wir sind, weniger denn je. Sozialgeschichte wird das Aufbrechen der Strukturen im historischen Ereignis verfolgen und dem Wachsen gerade auch des unwahrscheinlichen Ereignisses aus eben jenen Strukturen nachspüren müssen.

Eine Beschränkung auf wirtschaftliche und soziale Strukturen wird dabei nicht befriedigen. Die Strukturen des politischen Verhaltens, des Bewußtseins, der Mentalitäten stellen sich als Bindeglied und Schlüssel dar. In der internationalen Wissenschaftsentwicklung macht sich ein Trend der Annäherung von Sozialgeschichte an Politikgeschichte und Geistesgeschichte bemerkbar. Diese vielversprechende Entwicklung hat nicht nur wissenschaftsinterne Gründe, sondern sie ist ein Reflex auf die Zeitgeschichte. Mein eigenes Projekt einer Sozialgeschichte der deutschen politischen Öffentlichkeit nach der Französischen Revolution ist vor diesem Hintergrund entstanden. Die notwendige Öffnung zur Geistesgeschichte sollte allerdings nicht zur Abkehr der Sozialgeschichte von ihrer Nährmutter, der Wirtschaftsgeschichte, führen, wenn sie nicht in die Nähe eines schillernden Irrationalismus geraten will.

In der Revolutionsforschung der DDR, die im Leipziger revolutionsgeschichtlichen Arbeitskreis um Walter Markov und Manfred Kossok ihr Zentrum hatte, wurde solches Anliegen im Dialog mit Wirtschafts- und Sozialhistorikern ansatzweise verwirklicht.²⁵ Am besten gelang dies wohl mit der Geschichte der als frühbürgerliche Revolution gekennzeichneten Ereignisse um Reformation und Bauernkrieg am Beginn der Neuzeit. Einer langfristigen Forschungskonzeption folgend entstanden eine Fülle von agrar- und bergbaugeschichtlichen, stadtgeschichtlichen, kirchen- und kunstgeschichtlichen Arbeiten in engem Verbund mit der Untersuchung der Aufstände und der reformatorischen Politik. Von den marxistischen Sozialhistorikern der DDR wurden solche Untersuchungen bisher ganz in den Dienst der Aufhellung gesellschaftlicher Transformationsprozesse gestellt, der Übergänge zwischen den aufsteigenden Gesellschaftsformationen

25 Vgl. die von Manfred Kossok herausgegebenen Bände „Studien zur vergleichenden Revolutionsgeschichte“, besonders: Rolle und Formen der Volksbewegung im bürgerlichen Revolutionszyklus, Berlin 1976; Revolutionen der Neuzeit 1500–1917, Berlin 1982; Bauern und bürgerliche Revolution, Berlin 1985.

zumal. Solch einseitige, simplifizierende Betrachtung wird sich in dem Maße auflösen, wie das marxistische Konzept der ökonomischen Gesellschaftsformation seines mythologischen Fortschrittsglaubens entkleidet und auf seinen systemtheoretischen Kern zurückgeführt wird.

Wenn hier nun wiederholt das Konzept vom Fortschritt als universaler Maßstab der Menschheitsgeschichte und deren wesentlicher Inhalt als entscheidender Denkfehler der marxistischen Geschichtsauffassung bezeichnet wurde, so ist doch zu fragen, ob damit nicht zugleich der Entwicklungsgedanke schlechthin und damit das eigentlich Historische menschlichen Daseins verworfen wird? Wäre somit die Botschaft der Aufklärung auch in den Teilen obsolet, wo sie von der Fähigkeit des Menschen zu verantwortlichem Handeln spricht? Angelangt beim postmodernen Posthistoire, bliebe anstelle des unbegründeten Geschichtsoptimismus, den wir verloren haben, nur der illusionslose Geschichtspessimismus? Dies wäre der Kniefall vor dem Zeitgeist, die Anerkennung des Gegebenen und seiner Machtstrukturen als des Unabänderlichen.

Der Philosophiehistoriker Gerd Irrlitz setzte dem die Hoffnungen entgegen, die er in den zivilisationskritischen und engagiert demokratischen Linien der Postmoderne-Philosophie findet: „Vielleicht werden sich Dialektik und die Suche nach den Realisierungen des Subjekts, die nicht Realisierungen des Kapitalverhältnisses sind oder bleiben müssen ..., der anderen Tendenz überlegen erweisen, die den Verlust der historischen Perspektive, den Tod des Subjekts im Schwinden der Fähigkeit des Menschen zu kritischer Distanzierung vom Gegebenen und den Scheinformen des Alltagshorizonts als die späte Weisheit zwischen Nacht und Dunkel uns hinterbringt.“²⁶

Zivilisationskritik, demokratisches Engagement und die Suche nach möglichen Realisationen des Menschlichen außerhalb des Kapitalverhältnisses, das sind drei Anliegen, die den Historiker nachdrücklich auf Sozialgeschichte verweisen. Dies kann aber wohl nicht die gewohnte strukturgeschichtlich orientierte Sozialgeschichte sein. Hinter den agglomerierten Daten, den synthetischen Kennziffern und den Strukturmodellen verliert sich der Mensch als historisches Subjekt. Er wird zum Partikel, dem nur statistische Relevanz zukommt. Dann ist er fast ebenso Staub im Wind wie in der Historiographie, die den Lauf der Geschichte aus der Königsperspektive beschreibt. Einen Ausweg bietet die neue

26 Gerd Irrlitz, *Subjekt ohne Objekt. Philosophie postmodernen Bewußtseins*, in: *Sinn und Form* 42 (1990), H. 1, 100.

Alltagsgeschichte, indem sie Fragen und Methoden der Mentalitätsgeschichte und der Anthropologie aufnimmt und die Lebenswelt der „kleinen Leute“, der Randgruppen und Minderheiten, der Verlierer der Geschichte zu ihrem bevorzugten Thema macht.²⁷

Alltagsgeschichte wurde in der DDR populär durch die Studienbände von Jürgen Kuczynski.²⁸ Er kompilierte eine Unzahl monographischer Forschungen aus Ost und West zu einem Mosaik, das viel weitere Leserkreise erreichte, als es die darin ausgiebig zitierten Einzeluntersuchungen je hoffen konnten. Geschichte von unten war dies nicht, denn auf dem Volksleben ruhte der Blick des linken Intellektuellen, der die Wurzeln des Konservatismus der vielschichtig gegliederten Massen sucht, der überdeutlich sieht, wo sie nicht als Treiber und Schöpfer der Geschichte agierten – ein ungewöhnlicher Blick in der alten DDR. Diskussionen zu provozieren und Forschungen anzuregen ist Jürgen Kuczynski hiermit allemal gelungen. Eigene alltagsgeschichtliche Arbeitskreise bildeten sich. Neue Formen wie Geschichtswerkstätten und Methoden wie die Oral History beginnen sich im Umkreis einer vornehmlich ethnographisch-kulturhistorisch determinierten Alltagsforschung auch bei uns zu entwickeln. Die Forschungsvorhaben des Bereiches Volkskunde/Kulturgeschichte am Institut für deutsche Geschichte der vormaligen Akademie gehen sämtlich in diese Richtung. Sie ordnen sich zum Projekt „Proletarisches Leben in der Großstadt (Berlin) im 19. und 20. Jahrhundert“.

27 Erstaunlich unbeeinflusst von diesen Entwicklungen blieb der VI. Historiker-Kongreß der DDR (Berlin, 6.–9. Dez. 1977), der unter dem Thema „Volksmassen und Fortschritt in der Geschichte“ stand. Vgl. das Protokoll, in: Wiss. Mitteilungen d. Historischen Gesellschaft d. DDR, Berlin 1978, T. I–III; ganz traditionell die Volksmassen als Träger des Fortschritts instrumentalisierend auch noch meine Ausführungen: Zur Rolle der Volksmassen in den deutschen Territorien im Spätfeudalismus, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 29 (1981), 411–426; vgl. indessen neuerdings: Jan Peters, Ökonomie der Liebe. Über neuere familien-geschichtliche Literatur, in: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte (1988), T. 4, 113–130; Hartmut Harnisch, Bäuerliche Ökonomie und Mentalität unter den Bedingungen der ostelbischen Gutsherrschaft in den letzten Jahrzehnten vor Beginn der Agrarreformen, in: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte 1989, T. 3, 87–108.

28 Jürgen Kuczynski, Geschichte des Alltags des deutschen Volkes 1600 bis 1945. Studien, 5 Bde., Berlin 1980–1982; in der Nachfolge: Sigrid u. Wolfgang Jacobeit, Illustrierte Alltags-geschichte des deutschen Volkes, Bd. 1: 1550–1810, Bd. 2: 1810–1900, Leipzig, Jena u. Berlin 1985 u. 1987 (Bd. 3 in Vorbereitung).

Alltagsgeschichte wendet sich entschiedener als jede andere Richtung der Sozialgeschichte von Staatspolitik und Machtstrukturen ab. Sie ist in besonderem Maße geeignet, jenen Strukturen und historischen Möglichkeiten nachzuspüren, die Gerd Irrlitz als die „Realisierungen des Subjekts, die nicht Realisierungen des Kapitalverhältnisses sind oder bleiben müssen“, bezeichnet hat. Familie, Liebe, Tod, Religiosität, Alltagskultur, Volksrecht, Nachbarschaft, Genossenschaft und Gemeinde sind solche Bereiche menschlicher Beziehungen, die sich den herrschenden Strukturen zugleich entziehen, widersetzen und die doch auch von ihnen geprägt werden. Hier bilden die Beherrschten in ihrer Lebenstätigkeit eigene Strukturen aus.²⁹ Es wäre also falsch, die sozialwissenschaftlich arbeitende Strukturgeschichte von diesen Forschungsfeldern auszusperren. Sie hat nur einen besonderen Zugang.

Auch bei uns gab es wissenschaftliche Kontroversen um den Platz der Alltagsgeschichte im Verhältnis zur Sozialgeschichte. Harald Dehne definierte das individuelle Verhalten, die subjektive Reaktion, die rituellen, traditionellen, zyklischen Abläufe des Lebens als spezifischen Gegenstand von Alltagsgeschichte. Er setzte diese so gegen eine Sozialgeschichte ab, der die gesellschaftlichen Strukturen, die objektiven Grundlagen des Handelns und Verhaltens von Klassen, Schichten und Gruppen und die nichtzyklischen, im Sinne des Fortschritts gerichteten Prozesse zuzuordnen wären. Die Gefahr der Auflösung des Geschichtsverlaufs in kleine Welten, die keiner historischen Analyse mehr zugänglich sind, sondern nur noch dem subjektiven Blick des Betrachters, scheint mir nahe zu liegen. Bedeutet dies nicht auch Entpolitisierung? Auch Alltagsgeschichte kann konservativ sein. Doch die engagierten Verfechter einer besonderen Alltagsforschung in der ehemaligen DDR wollen nicht der Auflösung des Geschichtsprozesses in seine individuellen und subjektiven Atome das Wort reden. Dehne erklärt am selben Ort mit Nachdruck, Alltagsgeschichte sei „nur im Zusammenhang mit den innerhalb formationsspezifischer Grundprozesse agierenden Hauptklassen erklärbar.“³⁰ Dazu wäre es wohl besser, die Alltagsge-

29 Zur Kritik der Entgegensetzung von „objektiver“ Struktur und Subjekt vgl. Reinhard Sieder, Text, narratives Interview und Hermeneutik in den historischen Sozialwissenschaften, in: *Wisdom: Informationen, Daten, Analysen* 4 (1990), H. 3/4, 31–50.

30 Harald Dehne, Dem Alltag ein Stück näher?, in: Alf Lüdtke (Hg.), *Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen*, Frankfurt am Main 1989, 137–168.

schichte nicht als besondere Disziplin aus dem Kontext der Sozialgeschichte auszugliedern.

Die Bewältigung dieses Widerspruchs scheint in sozialökonomisch fundierten Arbeiten der Volkskunde und Kulturgeschichte am besten zu gelingen, wie die „Mecklenburgische Volkskunde“³¹ und die Publikationen zum Arbeiteralltag aus der Schule Dietrich Mühlbergs³² zeigen. Die Mecklenburgische Volkskunde, die weit über das ethnographische Anliegen hinaus den langen, schweren, von Verlusten gesäumten Weg eines deutschen Landes in die Moderne schildert, legt zwar das Schwergewicht auf die kulturgeschichtlichen Prozesse, zeigt aber unentwegt die Interdependenzen mit den ökonomischen, sozialen und politischen Umbrüchen und Entwicklungen vom 18. Jahrhundert bis in den realsozialistischen Alltag der sechziger Jahre unseres Jahrhunderts. Man kann diese „Volkskunde“ als Gesellschaftsgeschichte lesen.

Wird ein Historiker aus der DDR derzeit Gesellschaftsgeschichte schreiben wollen, da doch der Entwurf eines komplexen historisch-materialistischen Geschichtsbildes so gänzlich gescheitert ist? Es ist für uns nicht die Zeit der großen Entwürfe. Erfordert doch Zusammenschau, Überblick immer einen erhöhten Standort. Auch das Konzept der Gesellschaftsgeschichte enthält den Blick auf die Geschichte „von oben“, aus der Sicht des Fortschritts unter unterschiedlichem Namen, aus der Sicht der handelnden Eliten, aus der Sicht der Sieger der Geschichte letztlich, wo immer die nun zu suchen sind.

Es ist nicht die Zeit der großen Entwürfe, sondern die der bescheidenen Annäherungen. Gesellschaftsgeschichte ist verwandt mit dem aus der Annales-Schule erwachsenen Ideal einer Totalgeschichte des kleinen Raumes. Auf diesem Feld gibt es bemerkenswerte Arbeiten und Absichten. Am ehesten erfüllte die große interdisziplinäre Untersuchung über die Magdeburger Börde diesen Anspruch.³³ Das mehrbändige, von einer größeren Zahl von Volkskundlern

31 Ulrich Bentzien u. Siegfried Neumann (Hg.), Mecklenburgische Volkskunde, Rostock 1988.

32 Vgl. unter anderem: Dietrich Mühlberg (Ltg.), Arbeiterleben um 1900, Berlin 1983; Anneliese Neef, Mühsal ein Leben lang. Zur Situation der Arbeiterfrauen um 1900, Berlin 1988. Einem Außenseiter des offiziellen Wissenschaftsbetriebes verdanken wir die Publikation authentischer Lebenserinnerungen ehemaliger Arbeiterinnen und Arbeiter des NARVA-Glühlampenwerkes: Wolfgang Herzberg, So war es. Lebensgeschichten zwischen 1900 und 1980. Nach Tonbandprotokollen, Halle u. Leipzig 1985.

33 Hans-Jürgen Rach u. Bernhard Weißel (Hg.), Landwirtschaft und Kapitalismus. Zur Entwicklung der ökonomischen und sozialen Verhältnisse in der Magdeburger Börde vom Aus-

und Wirtschaftshistorikern über ein Jahrzehnt beförderte Unternehmen fand international fast mehr Beachtung als im eigenen Land. Sicherlich mag der rote Faden um die verdienstvollen Einzelstudien hier und dort etwas locker geschlungen sein. Sicher wirft auch diese Untersuchung wie die großen französischen Regionalstudien die Frage auf, ob Totalgeschichte mehr sein kann als ein Ideal. Mir erscheint sie gegenwärtig als einer der gangbarsten Wege zur historischen Erkenntnis. Meine besondere Sympathie hat deshalb unter den Projekten des Instituts für deutsche Geschichte eine zeitgeschichtliche, komplex sozialgeschichtlich konzipierte Untersuchung des Lausitzer Industriereviere. Mögen die daran beteiligten Forscher die Möglichkeit zur Realisierung ihres Vorhabens erhalten, auch wenn es in Kürze dieses alte Akademie-Institut nicht mehr geben wird.

Innerhalb der Forschungslandschaft der DDR, in der Sozialgeschichte nur eine schwache Strömung war, prägten sich, wie ich zu zeigen versuchte, fast alle Seitenarme der Sozialgeschichte aus, die international zu beobachten sind. Nur in dieser Pluralität der Richtungen kann sich wohl der wissenschaftshistorische Fortschritt entfalten, den Sozialgeschichte unzweifelhaft bringt. Dabei ist der Fortschritt der Fragestellungen gewiß bedeutsamer als der von Methoden und Instrumenten, aber er ist ohne diesen wohl nicht zu haben. Den Fortschritt der Fragen sehe ich darin, daß sie einfacher, tiefer und globaler werden. Indem jegliche Sozialgeschichte auf Gesellschaftsanalyse abzielt, trägt sie fraglos den Stachel der Gesellschaftskritik in sich, bewirkt sie, daß der Historiker sich löst von der Faszination der Macht und von der Enge der Nationalismen. Die Sozialhistoriker aus der alten DDR werden sich diesen Herausforderungen stellen wollen. Die sozialgeschichtlichen Forschungen sollten zu dem gehören, was von der Geschichtswissenschaft der DDR bleibt.

gang des 18. Jahrhunderts bis zum Ende des ersten Weltkriegs, 2 Halbbde., Berlin 1978 u. 1979; dies., (Hg.), Bauer und Landarbeiter im Kapitalismus in der Magdeburger Börde. Zur Geschichte des dörflichen Alltags vom Ausgang des 18. Jahrhunderts bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts, Berlin 1982; dies. u. Hainer Plaul (Hg.), Die werktätige Dorfbevölkerung in der Magdeburger Börde. Studien zum dörflichen Alltag vom Beginn des 20. Jahrhunderts bis zum Anfang der sechziger Jahre, Berlin 1986; dies. (Hg.), Das Leben der Werktätigen in der Magdeburger Börde. Studien zum dörflichen Alltag vom Beginn des 20. Jahrhunderts bis zum Anfang der sechziger Jahre, Berlin 1987.